

Hat der Orgelbau in Österreich Zukunft?

Ein Stimmungsbild

Die Frage klingt drastisch: ist die Zukunft des Orgelbauhandwerks in Österreich gefährdet? Schließlich hat das Gewerbe doch eine jahrhundertelange Tradition und schon so viele Umbrüche, Kirchenkrisen und Modernisierungsphasen überstanden ohne seine Vitalität einzubüßen.

Aber dennoch scheinen die aktuellen Herausforderungen eine gewisse Dramatik auszustrahlen: wenn es auch hierzulande keine spektakulären Konkurse wie zuletzt den des zentralen deutschen Einzelteile-Herstellers Laukhuff gab, so haben doch nicht wenige Betriebe ihre Pforten ohne Nachfolger geschlossen, beschränken sich nur noch auf Servicearbeiten kleineren Umfangs oder lassen die Firma mit der Pension auslaufen. Oft ist – auch über Österreich hinaus – zu hören, wie schwierig es sei, ausgebildete Lehrlinge im Betrieb zu halten, die Suche nach Intonateuren führt europaweit in den größeren Betrieben zu einem regen Wechselspiel in den Positionen. Dass internationale Konkurrenz im österreichischen Markt eine immer größere Rolle spielt, nicht nur bei Neubauten sondern mehr und mehr auch bei größeren Restaurierungsprojekten, ist kaum zu übersehen; hinzu kommen aktuell massive Preissteigerungen für Metalle und Holz, Probleme bei Zulieferern und in absehbarer Zeit wohl auch eine notwendige Inflationsanpassung bei den Gehältern.

Grund genug also für ausführliche telefonische Gespräche mit einer Auswahl von österreichischen Betrieben (insgesamt 8) ganz unterschiedlicher Größe und Spezialisierung.

Vorweg: die Orgelbauer waren allesamt sehr gerne bereit zu sprechen, haben sich in großer Offenheit und sehr ehrlich geäußert und sich meistens ausdrücklich bedankt, dass einmal diese Themen und ihre Situation angesprochen werden.

Neben den o.g. Themen ging es auch um die Zufriedenheit mit den Rahmenbedingungen der Zusammenarbeit mit den Auftraggebern, die Wertschätzung, die der Arbeit der Orgelbauer generell entgegen gebracht wird, den spezifischen Auswirkungen der Corona-Pandemie und die aktuelle Auftragslage.

Wie nicht anders zu erwarten, gibt es eine große Bandbreite höchst unterschiedlicher Wahrnehmungen bei den Orgelbauern.

Corona und seine Folgen

Ein großer stark international ausgerichteter Betrieb wie Rieger hatte naturgemäß mit den Corona-Beschränkungen massiv zu kämpfen. Allein z.B. die Quarantäne-Vorschriften für ein Projekt in China bedeuteten enorme Belastungen nicht nur finanziell für die Firma sondern auch für die Mitarbeiter mit bis zu vierwöchigen im Ausgehradius auf das Hotelzimmer beschränkten Quarantänezeiten.

Hinzu kommt, dass für Rieger auch gerade der Konzertsaalsektor massive Einbußen mit sich brachte. Man hofft nun, dass die schwierigsten Phasen jetzt überwunden sind und das zum Teil auf Ausreinigungen und Service reduzierte Geschäft wieder in gewohntem Umfang anläuft.

Die Firmen, die vor allem im Inland tätig sind, waren von den Reisebeschränkungen nicht betroffen, hier hat sich in aller Regel die Auftragslage offenbar nicht besonders verschlechtert. Allerdings hat sich schon seit einem wesentlich längeren Zeitraum das Neubaugeschäft massiv reduziert, ein nun v.a. auf Holzspielzeug umgestiegener Betrieb datiert diesen Bruch auf ungefähr das Jahr 2000 mit noch abgearbeiteten Aufträgen bis 2010. Insgesamt haben die Firmen in der Corona-Krise ihre Mitarbeiterzahl gehalten, auch keine Kurzarbeit benötigt und in aller Regel keine staatlichen Hilfen in

Anspruch genommen, - das zeigt, dass die strukturellen Anpassungsprozesse sich zumindest durch Corona nicht akut verschärft haben.

Wie ist es um den Neubau bestellt?

Besonders beim Neubau wird der finanzielle Druck durch Anbieter aus dem Ausland, aber auch eine unterschiedliche Offenheit der Märkte als unfair wahrgenommen. Christian Kögler bringt es so auf den Punkt: „Von den Experten muss der Wille da sein, dass man österreichische Firmen möchte.“ Und offenbar scheint in manchen anderen Ländern, genannt wurde z.B. die Schweiz, eher ein Wille zur Abschottung von Konkurrenz vorzuliegen als in Österreich.

Aus meiner Sicht als Orgelsachverständiger bleibt die Auftragsvergabe in dieser Frage ein schwieriger Spagat. Grundsätzlich steht das Interesse des Auftraggebers im Vordergrund, ein bestmögliches Instrument innerhalb eines meist vorgegebenen Finanzrahmens zu bekommen. Einerseits belebt da die auch internationale Konkurrenz das Geschäft und führt zu generell einem höheren qualitativen Niveau als abgeschottete Märkte. Andererseits aber brauchen wir die Firmen in geografischer Nähe, die das ganze know-how des Orgelbaus beherrschen und auch attraktive Neubauprojekte realisieren können.

Nicht zuletzt sollte es wohl auch um die Identität eines spezifisch österreichischen Orgelbaus gehen, so wie wir schließlich die Orgellandschaften der Vergangenheit mit ihrem je individuellen Zungenschlag wertschätzen. Eine zu starke Internationalisierung schafft da eine gewisse Beliebigkeit und verringert regionale Eigenständigkeit, die wiederum als identitätsstiftend wichtig wäre. Und Christoph Allgäuer betont, dass erst die kleinen individuellen Unebenheiten den Charakter der Orgel ausmachen, und dass uns die Elektronenorgel zu einem glatten Perfektionismus als Hörerwartung verleitet. So zeigt sich durchaus auch im Orgelbau, wenn auch in etwas kleinerem geografischen Rahmen, die Ambivalenz der Globalisierung all unserer Wirtschaftsprozesse.

Die oben implizierte Frage ist also berechtigt: Wollen wir einen österreichischen im Neubau engagierten Orgelbau?

Wenn ja, dann steht auch ich nenne es mal: ‚die Summe der Auftraggeber‘ in der Pflicht, hier arbeitsfähige Rahmenbedingungen herzustellen. Eine Frustration speziell kleinerer Betriebe, die im Neubau engagiert sind oder waren, über den Rückgang dieses Geschäftsfeldes in den letzten Jahrzehnten ist unüberhörbar. Und fairerweise muss man zugeben, dass qualitative Einschätzungen teilweise auch Geschmacksfragen und persönliche Vorlieben auf Seiten von uns Orgelreferenten sind.

Ein Versuch, sich im Dialog von Orgelreferenten und Orgelbauern über objektivierbare Qualitätskriterien und letztlich die gemeinsame Verantwortung für einen hochwertigen heimischen Orgelbau zu verständigen, ist durch Corona unterbrochen in Ansätzen stecken geblieben, einige Orgelbauer signalisieren deutliches Interesse an einer Wiederbelebung, andere winken eher ab, auch weil sie sich in einseitiger Abhängigkeit von den Orgelreferenten verorten, wo eine offene Rede ihrem Gefühl nach schnell negative Konsequenzen befürchten lässt.

Kann der Orgelbau kostendeckend arbeiten?

Offene Rede betrifft auch die Preise: nach Einschätzung von Wendelin Eberle akzeptieren die Pfarrgemeinden den fairen Preis für gute Qualität, wenn entsprechend vermittelt wird, welcher Aufwand dahinter steht. Dennoch seien die Preise inflationsbereinigt deutlich schlechter als vor 20 Jahren, da die Menschen gerade in den Pfarrgemeinden oft Preise von vor zehn Jahren im Hinterkopf haben und die Wucht der Zinseszinsrechnung bezogen auf die Preis- und Lohnsteigerungen

systematisch ignorieren bzw. unterschätzen. Im Vergleich zu anderen Handwerksstunden liegen die Orgelbauer kostenmäßig sehr niedrig, und selbstkritisch wird von Orgelbauern auch eine gelegentliche Kalkulationsweise in der Branche beklagt, die „nach Gefühl“ mehr schätzt als rechnet und „um der Sache willen“ dann die Selbstausschöpfung schon eingepreist hat.

Was ein „realistischer Preis“ ist, wird wohl immer umstritten bleiben, die Notwendigkeit liegt aber auf der Hand, dass wir Orgelliebhaber alle miteinander immer wieder aufklären müssen, ein wie kostbar-persönliches hochqualifiziertes Handwerk in einer guten Orgel steckt, wie viele Stunden es braucht und was eine Stunde kosten muss, und dass der Orgelbauer auch nicht mal eben ein Register als Draufgabe schenken kann.

Nicht zu Unrecht wird auch darauf hingewiesen, dass im sonstigen Baugewerbe Kostensteigerungen üblich, ja quasi selbstverständlich sind, und der Orgelbau sich hier ungleich schwerer tut.

Aktuell betrifft dies beispielsweise die Materialpreise, bei denen die Orgelbauer z.T. bei bestehenden Verträgen Verluste erleiden, die aber für die Zukunft auch in ihrer Volatilität angemessen vertraglich abgebildet werden müssen. Christian Kögler, Johann Pieringer und andere verweisen auf ein noch großes Holzlager und können damit in diesem Bereich Stabilität halten.

Selbst beobachte ich, dass Österreich im Orgelbau längst nicht nur aus dem Südosten preislich unter Druck steht, sondern dass sich auch Deutschland (wohl politisch gewollt und auch in anderen Branchen mitunter heftig kritisiert) zu einem relativ gesehen Niedriglohnland entwickelt hat.

Einzelne Firmen äußern sehr pointiert ihre Not: wenn preislich immer gedrückt wird, bleiben die Löhne am untersten Ende der Skala, fehlt den Jungen die Perspektive, lohnt sich die Ausbildung nicht mehr; schlussendlich kann die Produktion im Inland nicht mehr aufrecht erhalten werden.

Förderkürzungen werden v.a. in OÖ als drastisch und auch geschäftlich nachteilig wahrgenommen, im Osten Österreich sieht es diesbezüglich deutlich entspannter aus.

Nachwuchs und Ausbildung

Deutliche Auffassungsunterschiede gibt es bei den Orgelbauern hinsichtlich der Lehre. Die einen begrüßen Bestrebungen, mehr allgemeinbildende Anteile aufzunehmen, oder sind wie Rieger bestrebt, dass jeder Lehrling auch kostenlos Orgelunterricht bekommt, andere sehen ihren Bedarf „im Handwerker, nicht im Künstler oder Pseudo-Akademiker“. Einigkeit besteht darin, dass die jungen Menschen heute flexibler, negativ formuliert: unsteter, sind, dass viele sich verschiedene berufliche Optionen anschauen, bevor sie sich festlegen wollen.

Dies würde nach meiner Einschätzung vielleicht doch für eine breiter angelegte Lehre sprechen, wie Wolfgang Karner es auf den Punkt bringt: „Das Bestreben der Arbeiten an einer neuen Meisterprüfungsordnung im Orgelbau geht dahin, sie innerhalb des nationalen Qualifikationsrahmens mit einem akademischen Grad vergleichbar zu machen“, und er sieht die Notwendigkeit im Beruf „ein Verhältnis zu den Kunden aufzubauen und Verständnis von Musik und Orgelliteratur mit einzubringen“. Bleibt die Frage, ob dann die Stundenlöhne in den Bereich akademischer freier Berufe mitziehen können...

Schwierig bleiben nämlich jedenfalls die eher schlechten gehaltsmäßigen Aussichten, insbesondere wenn besser zahlende Industrie die Region prägt. Aber auch wie es Robert Niemeczek formuliert: der Mangel an Auswahl von Arbeitgebern innerhalb einer Region im Orgelbau, die Schwierigkeit zu wechseln ohne gleich umziehen zu müssen, kann zum Problem werden.

Hinzu kommen für den Nachwuchs nachteilig wenig familienfreundliche Arbeitszeiten, die Erwartungen der Auftraggeber bei Service oder Reparaturen auf jeden Fall den Chef sehen zu wollen, aber auch die Feststellung, dass sich Lehre eben nicht nur auf kleine Maßnahmen, Service und

Ausreinigungen, beschränkt sehen kann sondern das „große Ganze“ des Orgelbaus braucht, womit wir wieder beim zu geringen Umfang heimischer Neubauten wären.

Laukhuff und die Folgen

Im Orgelbau beherrschte letztes Jahr die Insolvenz von Laukhuff die Schlagzeilen. Der größte Zulieferer von Orgelteilen schloss seine Pforten, ohne dass eine Fortführung des fachlichen know-hows absehbar war. Partiiell werden jetzt kleine Fertigungsbereiche von einzelnen ehemaligen Mitarbeitern weiter geführt, aber die Zeiten des quasi universellen großen Orgelteile-Katalogs, aus dem jeder Orgelbauer ggf. auch eigene Engpässe überbrücken konnte, sind vorbei.

In der Regel wird das jetzt aber nicht als das große Problem gesehen, z.T. wegen der eigenen großen Fertigungstiefe - so betont Vonbank außer dem Gebläse so ziemlich alles selbst herzustellen – z.T. da eine Umorientierung zu anderen Anbietern möglich ist. Nur in einzelnen Bereichen (v.a. Computerchips) gibt es größere Probleme und Verzögerungen, die zwar dann nicht dem Orgelbauer anzulasten sind, ihn aber doch belasten und zeigen, wie sehr auch hier internationale Lieferketten Abhängigkeiten schaffen.

Service und Restaurierungen – die Insel der Seligen?

Nicht nur die Zulieferproblematik macht dem auf Restaurierungen spezialisierten Bereich demgegenüber weniger Sorgen. Die vorwiegend hier tätigen Orgelbauer sprechen von guter bis sehr guter Auftragslage, je spezialisierter und kleiner umso eher können sie offenbar auch für sie gesunde Preise oder einen doch wirtschaftlich akzeptablen Stundenlohn auf dem Markt durchsetzen.

Einerseits ist klar: bestehende Instrumente brauchen laufende Pflege, und die reiche Orgellandschaft Österreichs ist nicht annähernd in einem so guten Zustand, dass umfangreiche Restaurierungen obsolet wären. Einigkeit besteht im hohen Bedarf und darin, dass die Zahl der in Österreich tätigen Orgelbauer kaum ausreichen kann, diesen Bedarf zu decken.

Sorgen bereitet manchen der schwindende Kirchenbesuch, wiewohl Johann Pieringer glaubt, dass „die Orgel liturgisch umso wichtiger wird, je schwächer der Gemeindegesang ist“ und er gemeinsam mit anderen formuliert „Orgeln werden immer gebraucht werden“. Die Frage bleibt aber sicher: wird mit geringen Besuchszahlen auch die Identifikation mit den Gebäuden und ihrer Ausstattung abnehmen? Zumindest im Auftragseingang scheint das derzeit nicht ablesbar zu sein.

Jedoch hat die Restauriersparte mit einem anderen Problem zu kämpfen: nicht selten kann im Vorfeld selbst bei gründlichster Besichtigung das wahre Ausmaß des notwendigen Aufwands nicht genau (genug) eingeschätzt werden, Nachverrechnungen sind oft schwierig zu kommunizieren oder vertraglich ausgeschlossen oder schädigen womöglich nachhaltig den Ruf des Betriebes.

Firmen, die eine interne Nachkalkulation machen, können dann zwar hinterher sagen, wie viele Stunden sie unbezahlt „draufgelegt“ haben, damit bleibt das Problem, das Spannungsfeld von tatsächlichen Ungewissheiten und dem Bedürfnis der Gemeinden nach Planungssicherheit und nur geringen Reserven für ein Projekt, ungelöst. Und manche Orgelbauer sprechen da auch kritisch von den „Selbstlügen“ der Kollegen bei den Angeboten, wenn eben die zu erwartenden Unsicherheiten und Erfahrungen aus früheren Projekten nicht hinreichend eingepreist sind, um günstiger als die Konkurrenz zu bieten. Zwangsläufig muss aber die Qualität langfristig leiden, wenn nicht realistisch kostendeckend angeboten wird.

Auch hier sehe ich persönlich die Auftraggeberseite zukünftig gefordert, geeignete Modelle, die eine größere Flexibilität gewähren, aber dennoch keinen Freibrief für jeglichen Aufwand darstellen,

gemeinsam mit den Orgelbauern zu entwickeln. Beidseitig darf da das partnerschaftliche Denken noch gestärkt werden.

Zusammenarbeit mit kirchlichen und staatlichen Stellen - und die Frage nach der Wertschätzung

Insgesamt wird die Zusammenarbeit mit Bundesdenkmalamt und den Pfarrgemeinden – wenn man denn (endlich) zusammengekommen ist – einhellig positiv gewürdigt. Etwaige Auffassungsunterschiede mit dem BDA würden fair, transparent und offen für die jeweilig anderen Positionen ausdiskutiert. Kritische Anmerkungen betreffen da eher die Orgelsachverständigen/Orgelreferenten und hier mitunter vermisste Transparenz und Fairness. Dennoch: bei aller positiven Würdigung der Zusammenarbeit vermissen einige Orgelbauer Signale der Wertschätzung ihrer Arbeit und ihrer dahinter stehenden Leidenschaft.

Dies betrifft nicht nur die Frage nach fairer Bezahlung ohne Preisdrückerei sondern auch so scheinbare Selbstverständlichkeiten, wie eine Absage bei Nichtbeauftragung oder ein Zwischenstand bei sich lange hinziehenden Projekten.

Und immer wieder ein Thema sind natürlich die unentgeltlich erstellten Angebote, die für die Orgelbauer einen erheblichen und eben gar zu oft unbelohnten Aufwand darstellen, wenigstens ein expliziter Dank für diese Leistung sollte m.E. in kirchlich sozialisierter Kommunikation möglich sein. Denn ein Grunddilemma sehe ich für mich selbst als schwer auflösbar: je offener ein Wettbewerb ausgeschrieben wird, umso größer der Druck für die Firmen, viele Offerte mit allen Unkosten und allem Zeitaufwand zu stemmen. Kreist der Orgelreferent aber den Bieterkreis im Vorfeld stark ein, sieht er sich den Vorwürfen der persönlichen Geschmacksvorlieben und Benachteiligungen nach mehr oder weniger Sympathie mit den Orgelbauern ausgesetzt, und läuft zudem tatsächlich Gefahr, Veränderungen in Betrieben und ihren Philosophien, Schwerpunkten, Arbeitsweisen nur unzureichend wahrzunehmen.

Spürbar ist aber allenthalben ein Stolz auf ein tolles Handwerk, die „Freude am Produzieren“ (Walter Vonbank).

Ausblick

Die Zahl der Orgelbauer, die Betriebsgrößen, die Zahl der Lehrlinge sind in Österreich in den letzten Jahren zurück gegangen. Momentan dürfen aber die bestehenden Betriebe gesichert in die Zukunft blicken, so der überwiegende Eindruck dieser Gespräche. Nachfolgen, teils auch innerhalb der Familien, werden langfristig aufgebaut und vorbereitet.

Die Stimmung lässt sich ganz gut so zusammenfassen: niemand weiß, was die nächsten Jahre genau bringen werden, aber die Orgel lebt, ihre Entwicklung geht immer weiter mit teilweise auch sehr spannenden Perspektiven, ihre emotionale Bedeutung für die Menschen darf keinesfalls unterschätzt werden und bleibt für die Zukunft bestehen.

Recht nüchtern beschreibt Robert Niemeček die Lage: „es gibt eine bestimmte Dimension, die funktioniert, der eigene Blick muss realistisch bleiben und es ist wichtig rechtzeitig auf Veränderungen zu reagieren“. Auf der Basis eines gesunden Realismus überwiegt dann aber in der allgemeinen Wahrnehmung sehr deutlich ein guter Optimismus etwaige Skepsis, auch z.B. beim neu in Österreich ansässigen Zdenko Kuscer, dem Corona die Übernahme von Bodem sicher nicht vereinfacht hat.

Der Zusammenhalt der Orgelbauer ist sicher noch ausbaufähig, auch hier sind Initiativen in der Coronazeit eingeschlummert, aber generell gilt wohl der Leitspruch von Johann Pieringer „wenn man

andere schlecht macht, wird man selbst nicht besser.“

Interessanterweise hat niemand die Elektronenorgel als großes Problem thematisiert, dafür ist eine Liebe und starke Verbundenheit zum authentischen Handwerk allenthalben spürbar.

Den Schlüssel für die Zukunft des Orgelbaus sieht Christian Kögler aber im kirchlichen Gemeindeleben, auf das er nicht ohne Sorge schaut. Ob als Organisten, Orgelreferenten, Orgelbauer, Orgelliebhaber, Musikinteressierte – unser aller eigenes kirchliches, gemeindliches Engagement über das Fachspezifische hinaus ist da dann wohl zu Recht gefordert.

Orgel ist ein lebendiges Kulturgut, das ohne intensive, breit aufgestellte Nutzung nicht denkbar ist.

Wendelin Eberle thematisiert auch die Qualität der Nutzung, für ihn geht es maßgeblich darum, „die Menschen mit Orgelmusik zu begeistern, Orgelkonzerte zum tollen Erlebnis werden zu lassen“, sieht hier durchaus noch Luft nach oben und meint mit einem Augenzwinkern „dann ist die Orgel nicht totzukriegen“. Und Christoph Allgäuer nimmt auch die Ausbildung der Organisten in die Pflicht, die Perfektionierung „auf den Instrumenten, die sie spielen, und nicht auf denen, die sie gerne hätten.“

Einen immens wichtigen Gedanken ergänzt Walter Vonbank: „so viele Menschen haben so viel Geld auf der Seite; es kommt darauf an, wie Orgelprojekte kommuniziert werden, wie sie als ein brennendes Anliegen vermittelt werden, dann wird auch die Finanzierung nicht scheitern.“

Mit diesem Optimismus im Hintergrund kann man dann wohl nur noch ganz lapidar mit Wolfgang Karner sprechen: „Die Zukunft des Orgelbauhandwerks ist klar gegeben.“